

Die Reise nach Jerusalem

Die Ausstellung „250 Jahre Jüdisches Krankenhaus Berlin“ geht auf Wanderschaft

Vom Hekdesch zum Hightech – 250 Jahre Jüdisches Krankenhaus Berlin“ heißt das Ausstellungsprojekt, das von Studierenden der Universität Potsdam auf Initiative des Moses Mendelssohn Zentrums durchgeführt wurde und das am 15. Dezember 2006 seinen vorläufigen Abschluss in Berlin fand. Mit einer Finissage, bei der alle Kooperationspartner und Unterstützer zusammenkamen, wurde ein positives Resümee gezogen und voller Erwartung in die Zukunft geschaut, denn die Präsentation der Krankengeschichte in den eigenen vier Wänden war nur die Ouvertüre. In Kisten verpackt wartet die Ausstellung nun auf ihren Auslandseinsatz.

Über die Grenzen Deutschlands hinaus werden in den kommenden Monaten Vergangenheit und Gegenwart des Jüdischen Krankenhauses Berlin an verschiedenen Orten einem breiten Publikum vorgestellt.

Die erste Station wird Jerusalem sein. Im Shaare Zedek Medical Center, einem 1902 von Deutschen gegründeten Krankenhaus unterhalb des Herzl-Berges, wird die Ausstellung vom Brandenburgischen Ministerpräsidenten Matthias Platzeck, der die Schirmherrschaft der Ausstellung übernommen hat, am 26. April 2007 eröffnet. Der Ministerpräsident betonte bei der Übernahme der Schirmherrschaft besonders das Engagement der Potsdamer Studenten, die nunmehr sozusagen in öffentlicher Mission die Universität seiner Landeshauptstadt im Ausland repräsentieren. Die zweite Station wird Tel Aviv sein, wo die Ausstellung auf Einladung des dortigen Bürgermeisters ab 16. Mai 2007 für einen Monat im Rathaus am Rabin-Platz der Tel Aviver Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Die dritte und voraussichtlich letzte Station in Israel ist die Hafenstadt Haifa. Dort wird die Ausstellung im größten Krankenhaus Nordisraels gezeigt. Der nach Maimonides benannte Rambam Health Care Campus wird die Ausstellung ab 21. Juni 2007 für einen Monat im Foyer des Auditoriums den Besuchern zugänglich machen. Die in Israel dreisprachig angelegte Ausstellung wird dort um eine weitere Sprache ergänzt (neben hebräisch, englisch und deutsch auch russisch), denn in Haifa leben neben Beer Shewa die meisten russischen Einwanderer.

Für die Israel-Tournee konnten mehrere Kooperationspartner gewonnen werden, die das Projekt tatkräftig unterstützen. Neben den Ausstellungsorten haben

das Bundesministerium der Verteidigung, das beim Transport der Ausstellung nach Israel und später auch in die USA behilflich sein wird, die Konrad Adenauer Stiftung (Jerusalem), das Goethe-Institut (Tel Aviv), die Friedrich-Ebert-Stiftung (Herzliya) sowie die Deutsche Botschaft in Tel Aviv ihre Kooperation zugesagt.

Im Oktober wandert die Ausstellung dann in die

Israel als auch in den USA weisen in ihren Chroniken medizinisches Personal aus Deutschland, wenn nicht gar aus dem Jüdischen Krankenhaus Berlin, auf. Aber, selbst wenn es keine unmittelbaren Verbindungen zum Jüdischen Krankenhaus Berlin gibt, so repräsentiert doch die 250-jährige Geschichte des Hauses, die unmittelbar mit der Entwicklung der Jüdischen Gemeinde in Berlin verwoben ist, ein elementares Stück Medizin- und Kulturgeschichte, über die es lohnt, mehr zu erfahren.

Auf 22 Ausstellungswänden wird die wechselhafte Geschichte des Jüdischen Krankenhauses dargestellt. Als einzige jüdische Institution in Deutschland konnte sie den Betrieb während der gesamten NS-Zeit aufrechterhalten. Das Krankenhaus bot eine Zuflucht nicht nur für Patienten sondern auch für jüdische Ärzte und Krankenschwestern in Zeiten von Ausgrenzung und Krieg.

Geboren aus der jüdischen Tradition der Krankenbesuche und Krankenpflege (Bikkur Cholim) wurde in Berlin zunächst ein Hekdesch, eine Art Herberge eröffnet, die eine erste medizinische Versorgung von armen und durchreisenden Juden gewährleistete. Der Weg des gemeindeeigenen Krankenhauses führte vom „Juden-Lazareth“, wie es im christlichen Sprachgebrauch genannt wurde, in der Oranienburger Straße (eröffnet 1756), zum Neubau in der Auguststraße (1861), in unmittelbarer Nachbarschaft zur Neuen Synagoge, dem heutigen Centrum Judaicum. 1914 erfolgte dann der Umzug in den nördlichen Stadtbezirk Wedding, dort präsentiert es sich bis heute als modernes Unfallkrankenhaus.

Seit seiner Gründung in der Mitte des 18. Jahrhunderts versteht sich das Krankenhaus als eine religionsübergreifende Einrichtung, deren oberstes Gebot die unmittelbare Hilfeleistung und das Ziel die Genesung der Patienten ist. In einem stark multikulturell und multiethnisch geprägten Stadtbezirk stellt sich das Krankenhaus gegenwärtig als offenes Haus für jedermann dar, unabhängig von seiner Religion, Hautfarbe oder Gesinnung.

Im Rahmen der Ausstellung wurde von der Projektgruppe ergänzend der Dokumentarfilm „Das Krankenhaus im Kiez“ produziert, der einen audiovisuellen Einblick in den Krankenhausalltag gibt.

Zeitgleich zur Eröffnung in Jerusalem im April 2007 erscheint ein Katalog in deutscher und englischer Sprache.

Christiane Brockhoff, Elke-Vera Kotowski, Svenja Perltz



Nächster Ort der Ausstellung „250 Jahre Jüdisches Krankenhaus Berlin“: das Shaare Zedek in Jerusalem.

Vereinigten Staaten von Amerika, um zunächst im renommierten Mount Sinai Hospital in New York die Geschichte einer quasi Schwestereinrichtung zu präsentieren, die gut 100 Jahre älter ist als das 1852 direkt am Central Park errichtete jüdische Krankenhaus in Manhattan. Die Ausstellung wird dort in der großzügigen, pyramidenähnlichen Eingangslobby zu sehen sein, die der renommierte Architekt Ieoh Ming Pei gestaltete, der bekanntlich auch den Anbau des Deutschen Historischen Museums in Berlin entworfen hat.

An den jeweiligen Ausstellungsorten werden zu den Eröffnungen auch Potsdamer Studierende anwesend sein. Die Projektmitglieder werden vor Ort die Eröffnung betreuen und im Anschluss daran Führungen anbieten. Sie freuen sich sehr darauf, die Ergebnisse ihrer Arbeit auch einem internationalen Publikum zugänglich zu machen. Wie schon in Berlin sind die Führungen auf unterschiedliche Besuchergruppen ausgerichtet. So soll insbesondere das Personal der jeweiligen Einrichtung mit der Geschichte des Berliner Krankenhauses vertraut gemacht werden. Sowohl in Israel als auch in den USA ist die Geschichte der Krankenhäuser häufig eng mit der der deutschen verknüpft, zumal viele jüdische Ärzte und Krankenschwestern in den 1930er Jahren Deutschland verließen, um in Palästina oder in den USA eine neue Wirkungsstätte zu finden. Sowohl Krankenhäuser in

Salman Schocken und andere

Der Aufstieg der deutsch-jüdischen Wirtschaftselite im Kaiserreich und in der Weimarer Republik

Haben Juden im Wirtschaftsleben Deutschlands tatsächlich eine solche Rolle gespielt, wie man das häufig liest und vielfach hört? Diese Behauptung, so oder ähnlich vorgetragen, wird dadurch nicht glaubhafter, dass sie monoton in Varianten immer wieder vorgetragen wird. Im Gegenteil. Der durch Behauptungen dieser Art in der Vergangenheit angerichtete Schaden ist immens. Die Vorstellung, die Juden hätten die deutsche Wirtschaft dominiert und zu eigenen Zwecken missbraucht – diese Vorstellung geistert nach wie vor durch die Köpfe und bestimmt das Bild von den Juden und ihren Tätigkeiten bis in unsere Gegenwart.

Sieht man sich den Sachverhalt genauer an, dann stellt man fest, dass die eingangs gestellte Frage häufig so gewunden formuliert wurde, dass bereits die gestellte Frage die Antwort mit einschloss, also eine spezielle Antwort nicht notwendig machte: Eine der typischen Behauptungen oder sagen wir besser eine der sich von selbst beantwortenden Fragen lautete: „Sind es eigentlich nicht die Juden selbst, die durch ihr Verhalten Feindschaft hervorrufen und am Antisemitismus schuld sind?“

Folgen wir dem von Gustav Freytag bis Thomas Mann in der Literatur gezeichneten Judenbild, dann könnte man annehmen, die Juden seien, wie das einst der Historiker Heinrich von Treitschke allen Ernstes erklärte, nicht *ein* sondern *das* Unglück für Deutschland und die Deutschen. Dieses von Schriftstellern und Intellektuellen immer wieder in düstersten Farben gezeichnete Verhängnis oder vielleicht sollte man es treffender Phantasiegespinnst nennen, hatte mit der damaligen Wirklichkeit nur wenig zu tun. Das Denken und Empfinden bürgerlicher Kreise wurde jedenfalls von solchen Bildern stark beeinflusst und spiegelte

MMZ fördert neues Institut in Zwickau

In Zwickau fand ein Wirtschaftsforum statt, in dessen Verlauf Professor Julius H. Schoeps vom Moses Mendelssohn Zentrum den mit der Stadt abgesprochenen Plan der Gründung eines Institutes für Unternehmer- und Unternehmensgeschichte vorstellte. Das Institut, das nach Salman Schocken (1877–1959), dem Begründer der gleichnamigen Kaufhauskette benannt werden soll, wird zum Verbund Moses Mendelssohn Zentrum (Potsdam) und Moses Mendelssohn Akademie (Halberstadt) gehören. Das neue Institut, das 2008 mit einer Konferenz zum Thema „Jüdische Wirtschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert“ eröffnet werden soll, wird sich insbesondere der Forschung, der Dokumentation und der Fortbildung von Lehrern und Schülern widmen. Im ehemaligen Gebäude des Schocken-Kaufhauses, im Zentrum der Stadt Zwickau gelegen, werden neben dem Institut ebenfalls die Volkshochschule, die Stadtbibliothek und das Stadtarchiv untergebracht sein. Professor Schoeps, der die Initiative der Stadt lobend würdigte, erklärte, er „verspreche sich von dieser Bündelung von Institutionen in einem Gebäude Synergieeffekte, die der Institutsgründung zu Gute kommen werden“.

in der Zeit des Kaiserreiches und der Weimarer Republik deren Einstellung gegenüber Juden und Judentum wider.

Es fällt auf, dass mit den seiner Zeit formulierten Vorbehalten etwas unterstellt wurde, was nicht stimmen konnte. Den Juden konnte man manches nachsagen, aber nicht, dass sie eine Gefahr für die die deutsche Gesellschaft gewesen wären. Sie waren nämlich, wie die Statistiken ausweisen, prozentual

erworbene Fähigkeiten besäßen beziehungsweise dass sie bestimmte Eigenschaften verinnerlicht hätten. Bei den Letzteren meinte man so etwas wie Innovationsfreudigkeit aber auch solche wie Rastlosigkeit, Mobilität, Zielstrebigkeit, Arbeitsethos, Verhandlungsgeschick, Kompromissbereitschaft, Zweckbedachtheit, Risikobereitschaft, Gewinnstreben, Fortschrittsgeist, Selbständigkeit und Liberalität.

Der Nationalökonom und Soziologe Werner Som-



Bernd Skudelny (rechts), Leiter der Wirtschaftsförderung in Zwickau und Rahel Edelmann (Mitte), Enkelin von Schocken.

gesehen nur eine verschwindende Minderheit. In bestimmten Berufs- und Tätigkeitsfeldern war es ihnen gar nicht möglich, Fuß zu fassen. In anderen waren sie zwar zugegebenermaßen überproportional vertreten, aber das wiederum hatte historische Gründe und lässt sich einleuchtend erklären, wie es dazu gekommen ist.

Die Juden wurden für alles und jedes verantwortlich gemacht. Gab es irgendeinen Betrugsfall, dann witterte man dahinter nicht irgendeinen Kriminellen oder Pleitier sondern die Juden oder den Juden. Hinter jedem Skandal glaubte man, eine jüdische Verschwörung zu erblicken. Die deutsche Umgebungsgesellschaft sah im Juden alles Negative, die Inkarnation des Bösen, den „plastischen Dämon des Verfalls der Menschheit“, wie das Richard Wagner und in seinem Gefolge der NS-Propagandaminister Josef Goebbels formuliert haben.

Die Stereotypen, auf Juden in der Zeit des Kaiserreiches angewandt, sprechen eine klare und eindeutige Sprache. Da war und ist die Rede nicht nur von „unreinlicher Manipulation“ und vom „im Trüben fischen“, sondern auch von „brutaler Ausbeutung“ und „Wucherprofit“. Es sind klassische Vorurteilsbilder. Sie erwecken den Eindruck, als ob nur und ausschließlich die Juden für den Niedergang der deutschen Volkswirtschaft verantwortlich seien.

Was man den Juden nachsagte, und das vermutlich zu Recht, dass sie bestimmte durch die Jahrhunderte

bart, der weder ein Freund des Kapitalismus noch der Juden war, glaubte dies bereits kurz nach der Jahrhundertwende und insbesondere 1911 in seinem berühmten gewordenen Buch „Die Juden und das Wirtschaftsleben“ erkennen zu können. Am Aufbau der modernen Volkswirtschaft, meinte Sombart, sei der Anteil der Juden weit größer, als man bisher geahnt habe. Damit machte Sombart eine Äußerung, welche bei allen Vorbehalten, die man gegen die Diktion haben konnte, durchaus einen wahren Kern hatte.

Es ist heute unbestritten, dass Reichsgründung und Reichswirtschaftsordnung die Grundlagen geschaffen haben für einen beispiellosen Aufstieg einer deutsch-jüdischen Gründergeneration großer individualistischer Entrepreneure und Wirtschaftspraktiker. Walter Rathenau hat sie „Konquistadoren des Aufschwungs“ genannt und mit dieser ironisch gehaltenen Formulierung einen Sachverhalt beschrieben, der im Kern ein Stück Wahrheit enthielt, aber auch Missverständnisse und Missdeutungen zur Folge hatte.

Auch die Gebrüder Schocken verstanden es in kürzester Zeit ein Warenhaus-Imperium mit Dependancen überall in Deutschland aufzubauen. Sie gehörten damit zu denen, die mit ihrem Konzept des Warenhauses zur Hebung des allgemeinen Lebensstandards und zur Demokratisierung des Konsums beitrugen.

Bei den Schockens hatte alles im sächsischen Zwickau begonnen, wo sich 1901 Salman Schocken (1877–

1959) auf Einladung seines Bruders an der gerade ins Leben gerufenen Kaufhausfirma Ury beteiligte. Der Grundsatz, dem sich das Brüderpaar bei der Leitung des Unternehmens von Anfang an verschrieb, lautete, wie es noch 1929 in einem Inserat hieß: „Gute Waren für jedermann; stets gleiche, gute Leistungen“.

Aus diesem vergleichsweise bescheidenem Anfang entwickelte sich die Kaufhaus-Kette. Die einsetzende Expansion wurde finanziert aus selbst erwirtschafteten Mitteln. Prinzip der Schockens war es, möglichst keine Bankkredite aufzunehmen. Das galt als unseriös. Und wenn man es nur irgendwie vermeiden konnte, dann unternahm man nicht den Gang zu einer Kreditbank.

Im Raum des Erzgebirges entstanden bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges acht weitere Kaufhäuser. 1929 waren es 17 Häuser, die zur Schocken-Gruppe gehörten. Das Unternehmen war zentral organisiert und wurde nach modernsten Managementmethoden geführt. Dabei halfen u. a. ein zentralisiertes Einkaufssystem, sorgfältig ausgebildetes Personal sowie dem Dienst am Kunden verpflichtete Verkaufsrundgänge.

Die Zweigniederlassungen der Schocken KG und ihre Zentrale in Zwickau bildeten um 1930 den viertgrößten Warenhauskonzern in Deutschland. Zu den schon existierenden Standorten kamen neue hinzu u.a. Auerbach, Regensburg, Nürnberg Stuttgart, Augsburg, Waldenburg/Schlesien und Chemnitz, wo wie in Stuttgart und anderen Städten nach Plänen des Architekten Erich Mendelsohn ein Kaufhaus nach modernsten Gesichtspunkten errichtet wurde. Das letzte der Kaufhäuser wurde 1931 in Pforzheim errichtet, zwei Jahre bevor Hitler und die Nazis an die Macht kamen. Es war die 18. Filiale.

Die Schocken-Kaufhäuser waren in Bauweise und Baustil unverwechselbar. Sie verbanden konstruktive Strenge mit formaler Eleganz. Bei der architektonischen Gestaltung wurde besonderer Wert auf Fassade, Grundriss und Innenausstattung gelegt. Als gelungen sieht man bis heute die Gestaltung der Chemnitzer Niederlassung an. Die Ausstattung dieser Filiale galt als vorbildlich. Später hat man sich bemüht, sie andernorts nachzuahmen.

Das Konzept war in der Regel so gehalten, dass der Kunde ein ausgewähltes Warenangebot vorgestellt bekam und durch die geschickte Präsentation zum Kaufen angeregt wurde. Die aufgestellten Verkaufstische, die Anzeigen, die Preisschilder und das Packmaterial waren im Bauhausstil entworfen und entsprachen dem Geschmack der Zeit.

Auf dem Höhepunkt der Entwicklung waren im Unternehmen, der zu einem größeren Konzern herangewachsen war, 5200 Angestellte beschäftigt. Der Jahresumsatz betrug 1931 100 Millionen Mark, was für die damaligen Verhältnisse, eine Größenordnung war, die sich mit anderen Warenhausketten wie Tietz,

Wertheim oder Karstadt durchaus messen lassen konnte. Der Name „Schocken“ war in Deutschland zum Markenzeichen geworden.

Nicht nur als Unternehmer, sondern auch als Persönlichkeit wurde Salman Schocken allseits bewundert. Ein Geschäftsfreund notierte nach einem Treffen im Oktober 1907 in sein Tagebuch: „Heut, Sonntag Vormittag, besuchte ich in seiner Junggesellenwohnung,



Teilnehmer des Fachforums, das am 19. Januar 2007 in Zwickau stattfand.

Salman Schocken, den Mitinhaber der Schockenschen Warenhäuser – ein Mann besonderer Art, ganz anders als die vielen, mit welchen ich zum gleichen Zweck, um Geschäfte zu machen, zusammenkomme. Seine Art zu fragen, zu sprechen, zu verhandeln ist von einer Klarheit des Denkens und Handels, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist ...“

Salman Schocken war in der Tat nicht nur ein begnadeter Unternehmer sondern auch ein Literaturliebhaber und Büchernarr. Der Verlag, den er 1931 gründete, genießt noch heute einen geradezu legendären Ruf. Mit der viel gerühmten Schocken-Bücherei, von der zwischen 1933 und 1938 insgesamt 83 Bände erschienen, wollte Salman Schocken den durch den NS-Terror in ihrer seelischen Existenz bedrohten deutschen Juden helfen, und zwar nach dem Motto: Rückbesinnung auf jüdische Werte und Traditionen ist gleich Selbstbehauptung.

Salman Schockens immense Belesenheit und seine künstlerischen und ästhetischen Neigungen schlugen sich auch in seinen kaufmännischen Aktivitäten nieder. Beispielsweise veranlasste er, dass ein Prospekt zur Eröffnung einer neuen Filiale gedruckt wurde, und zwar mit zwei Versen der Anette von Droste-Hülshoff: „Der Handel ist ein zart' Gebräu'/ Und ruht gar sehr auf fremden Säulen“.

Von Goethe, den er neben Nietzsche zeitlebens verehrte, gab Salman Schocken im Goethe-Gedenkjahr 1932 eine Auswahl von Gedichten und Aphorismen in einem Band heraus, der auf den Verkaufstischen der Buchabteilungen der Schocken-Kaufhäuser zur Auslage kam. Im kurzen und knapp gefassten Nachwort, das schlicht mit den Initialen S.S. gezeichnet ist, heißt es: „Aus dem weiten Reich goethescher Gedichte und Sprüche in Reimen sind hier mit Sorgfalt die ausgewählt, die Goethes Weltbild und Lebensweisheit unmittelbar darbieten“.

Besonders angetan war Salman Schocken von den „Lebensregeln“ und „Lebensweisheiten“ in Goethes

Werken, die er sehr bewundert und häufig zitiert hat: „Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,/ Mußt dich ums Vergangene nicht bekümmern;/ Das Wenigste muß dich verdrießen;/ Mußt stets die Gegenwart genießen, Besonders keinen Menschen hassen/ Und die Zukunft Gott überlassen“ (Goethe, „Gott, Gemüt und Welt“)

Aber kommen wir zurück zu der uns beschäftigenden Ausgangsfrage, ob Juden im Wirtschaftsleben tatsächlich erfolgreicher waren als Nicht-Juden? Dafür sprechen könnte u.a., dass etwa in Berlin 1914 der jüdische Bevölkerungsanteil, der zu diesem Zeitpunkt etwa 5% der Gesamtbevölkerung der Stadt ausmachte, rund ein Drittel der Steuern aufbrachte. Dennoch ergäbe es ein schiefes Bild, würde man hier nur die reichen Juden sehen, dort nur die armen und benachteiligten Nicht-Juden. Notwendig ist es, sich die Sachverhalte genauer anzusehen und zu differenzieren.

Der Historiker Werner Mosse hat nachgewiesen („Jews in the German Economy“), dass der „jüdische“ Wirtschaftssektor des Wilhelminischen Deutschland nur auf augenfällige Wirtschaftsspitzen beschränkt gewesen ist. Es hätten, so hat er ausgeführt, neben „hochkapitalistischen“ auch „frühkapitalistische“ Wirtschaftsformen existiert, das heißt neben Großbanken mit jüdischen Direktoren gab es jüdische Privatbanken, neben modernen Großkaufhäusern Kleinläden, die wiederum flankiert waren von jüdischen Trödlern und Hausierern.

Im Wilhelminischen Deutschland war die Mehrzahl der industriell tätigen Juden hauptsächlich in zwei Branchen zu finden, und zwar einmal in der Lebens- und zum zweiten in der Genussmittelindustrie. Meist handelte es sich um kleinere und mittlere Unternehmungen, in denen sich zu einem großen Prozentsatz Juden betätigten. Diese Unternehmen, meist in Preußen aber auch in Sachsen gelegen, zeichneten sich besonders dadurch aus, dass sie sehr erfolgreich arbeiteten.

Als Hitler 1933 an die Macht kamen, war das der Anfang vom Ende, gingen die Umsätze von Schockens Kaufhäuser zurück. Behinderungen seitens der Behörden, der SA und anderer NS-Organisationen setzten ein.

Die weiteren Abläufe sind bekannt. Die Schockens verließen 1933 Deutschland beziehungsweise kehrten von einem Aufenthalt im Ausland nicht mehr zurück. Salman Schocken, den die berühmte Philosophin Hanna Arendt einmal den „jüdischen Bismarck“ genannt hat, brachte seine wertvolle Bibliothek nach Jerusalem in Sicherheit. Der von ihm begründete Verlag wurde 1938 liquidiert, die Kaufhäuser mussten weit unter Wert an ein Bankenkonsortium veräußert werden.

Weil die Übernahme durch Vermittlung holländischer Banken in einer günstigen Atmosphäre von statten gegangen war, fand man für den Eigentumsübergang die Formel „freundschaftliche Arisierung“. Diese von deutschen Historikern nach 1945 gern gebrauchte Formel kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass nach 1933 auf den Konzern von allen Seiten Zwang ausgeübt wurde und die Schockens wie auch andere jüdische Unternehmerfamilien schließlich gar nicht mehr anders konnten, als sich von ihrem Eigentum zu trennen. Dass das, wie mitunter suggeriert wird, aus freien Stücken geschah, ist nicht der Fall gewesen.

Julius H. Schoeps

Parallelgesellschaft und Integration

Zweimal Lehmann im jüdischen 19. Jahrhundert

Bei einer kritischen Durchsicht all dessen, was über den berühmten Halberstädter Hofjuden Berend Lehmann bisher geschrieben worden ist, kamen zwei seiner Nachfahren aus dem 19. Jahrhundert in den Blick, Markus Lehmann (1831-90), Rabbiner in Mainz, und Emil Lehmann (1829-98), Rechtsanwalt in Dresden: Markus hat in seiner „Jüdischen Volksbibliothek“ einen zweibändigen Roman über Berend Lehmann, den „Königlichen Residenten“ geschrieben, Emil hat als erster historisch-kritisch über seinen großen Vorfahren geforscht.

Abgesehen von ihrem Bezug auf den Hofjuden sind die beiden aber auch hochinteressant als Antipoden der jüdisch-deutschen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts: Markus war streng orthodox, Emil ein höchst liberaler Reformier.

Markus Lehmann hatte einen mehr oder weniger erfolgreichen Handelsjuden zum Vater, der gleichzeitig auch rabbinisch gelehrt war. Aus dem Fränkischen gebürtig, war er letzten Endes in Verden an der Aller selbsthaft geworden. Er muss gespürt haben, daß ein emanzipierter Jude, so traditionsbewusst er auch sein mochte, in der modernen Welt auch eine außerjüdische Bildung brauchte. So wurde zumindest das begabteste seiner acht Kinder, eben Markus, auf das Verdener humanistische Gymnasium geschickt.

Dieser Sohn ging dann zwar nach dem Abitur zunächst auf die Halberstädter Klaus zum Talmudstudium, danach aber an die Universität Halle, wo er über die Philosophen Locke und Leibniz promovierte. Als Rabbiner nach Mainz berufen, erlaubte ihm eine reiche Heirat die Gründung einer Zeitschrift.

Das war „Der Israelit - Zentralorgan des orthodoxen Judenthums“, das von 1865 bis 1938 allwöchentlich erschien und das strikte Festhalten an der Halacha propagierte, am Gesetz der jüdischen Lebensführung mit seiner Sabbatheiligung, dem koscherem Schächten und Essen, dem Thorastudium und den Ritualbädern.

Die hebräische Kultsprache ging ihm über alles, und sein wütender Kampf galt der Orgel, die damals in den synagogalen Gottesdienst einzudringen begann. Sie war für ihn das „klingende Christentum“ und ihr Klang symbolisierte für ihn die Schmerzensschreie der gefolterten mittelalterlichen Juden.

Ganz anders Emil Lehmann, der zwar im Dresden der 1830er Jahre noch den Cheder, die enge jüdische Zwergschule, und die sich eifersüchtig bekämpfenden konservativen Betstuben kennengelernt hatte, der aber schließlich dem aus Prag kommenden Reformrabbiner Frankel nachstrebte.

Auch Emil bekam eine „christliche“ Gymnasialausbildung, und zwar an der berühmten Kreuzschule, die ihn mit ihrer deutsch-klassischen Ausrichtung offenbar viel stärker beeinflusste, als das bei Markus der Fall war. Er studierte Jura und wurde als Anwalt und vor

allem als Dresdner Stadtverordneter und sächsischer Landtagsabgeordneter ein glühender Verfechter der rechtlichen Gleichstellung der Juden, die auch in Bismarcks Deutschland noch keineswegs voll erreicht war. So durften Juden und Christen immer noch nicht untereinander heiraten, wenn nicht einer der Partner zum Glauben des andern konvertierte; auch galt der Eid eines Juden immer noch weniger als der eines Christen.

In einer Reihe von Schriften forderte Emil Lehmann als „treudeutscher“ Jude einschneidende Reformen der jüdischen Lebensweise, z.B. die Verlegung des Sabbats auf den Sonntag und sogar die Abschaffung der Pflicht zur Beschneidung. Selbstverständlich schätzte er stimmungsvolle Orgelmusik und gemischten Chorgesang in der Synagoge; die Gebetssprache sollte Deutsch sein.

So geistreich er den Antisemitismus geißelte, so optimistisch war er, was die endgültige Integration der Juden im Deutschtum anging. Man müsse den Unwissenden Zeit lassen und sie durch Wohlverhalten überzeugen. Taufen lassen wollte er sich allerdings nicht; an Lessing, Goethe und Kant geschult, ersehnte er die „messianische Zeit“ einer alle Menschen umfassenden Humanitätsreligion.

Einen pantheistischen Licht-Glauben jenseits der positiven Religionen verkündete ein weiterer Berend-Lehmann-Nachfahr, der Markus-Lehmann-Sohn Jonas (1865 - 1913) in seinem symbolistischen Drama „Feuerzeichen“: Welch ungeheurer Schritt der „Akkulturation“ im Abstand von einer Generation seit der Halacha!

So sehr Emil und Jonas Lehmann in der deutschen Bildungswelt angekommen waren, so wenig waren sie wirklich aufgenommen worden. Wie hätte es sonst den Nationalsozialisten so leicht gelingen können, die deutschen Juden aus der deutschen Kultur und dem deutschen Leben auszuschalten?

Berndt Strobach

Liebe Leserinnen und Leser,

ein aufmerksamer Leser weist uns auf folgenden Sachverhalt hin:

Im „Dialog 33“, Seite 3, 1. Spalte 4. Absatz - heißt es, „Juden hätten im Altertum keinen Grundbesitz besitzen dürfen. Das ist völliger Quatsch, vielmehr eine Entwicklung, die im Mittelalter begann und sich dann durchsetzte.“

Wir haben zahlreiche Belege für jüdische Grundbesitzer (possessores) in der Antike und im Frühmittelalter. Juden besaßen damals legal Grundbesitz, sie waren in gleicher Weise auf die verschiedenen Berufe verteilt wie die nichtjüdische Bevölkerung, also auch nicht überproportional z.B. im Handel vertreten. Dasselbe gilt für die Schichtenzugehörigkeit, sie waren in allen Gesellschaftsschichten vertreten.

Dr. Helmut Castritius, Univ.-Prof. a.D.

Nachruf

Johann-Peter Hinz ist tot. Ein Mensch, der Spuren hinterlassen hat, als Künstler, als Kommunalpolitiker, aber auch als Wegbereiter der Versöhnung. Schwer krank, war er seit 2001 nicht mehr in der Öffentlichkeit präsent. Vielleicht symbolhaft das letzte offizielle Bild: Johann-Peter Hinz bei der Eröffnung des Berend Lehmann Museums in der Halberstädter Judenstraße. Doch der Hinzsche Geist lebt in der Stadt.



Hinz schuf als Metallgestalter viel be- und hochgeachtete Arbeiten. Das „Gehentke Tier“ gehört zu DDR-Zeiten nicht zu den Lieblingsplastiken der Oberen, begründet aber seinen Ruf als widerborstiger Zeitgeist, der Staatspreise ablehnte und stattdessen Metall für seine Arbeiten aus dem Schrott klaubte. Immer wieder rieb er sich mit der Macht; als er vor 25 Jahren auf dem Domplatz das erste Holocaust-Mahnmal der DDR schuf oder in der DDR-Endzeit mit „Rekonstruktion statt Abriss“ der Zerstörung der Halberstädter Unterstadt Einhalt gebieten wollte.

Nach der ersten demokratischen Kommunalwahl warb Hinz als Integrationsfigur mit großem persönlichem Einsatz parteiübergreifend für die Zusammenarbeit und die Entwicklung demokratischer Strukturen. Er sendete Signale für die Schwachen der bundesdeutschen Gesellschaft, für Verfolgte und Opfer. Halberstadt lag ihm am Herzen, ohne den Blick für sensible Vergangenheit und die Welt zu verlieren. Im Frühjahr 2001 geht auf eine Initiative von Johann-Peter Hinz hin Halberstadt mit einer kleinen Geste, die deutschlandweit große Wirkung zeitigte, eigene Wege bei der Entscheidung von ehemaligen Zwangsarbeitern.

Johann-Peter Hinz lebte den Weg der Versöhnung, in Jerusalem bei Gesprächen mit ehemaligen Halberstädtern jeden Glaubens oder im Förderverein des KZ Langenstein-Zwieberge. Er entwarf die Steine der Erinnerung und Mahnung vor dem Westportal des Halberstädter Domes unweit seines ausgebrannten siebenarmigen Leuchters an der Domwand. Sein Einsatz für Aufarbeitung der jüdischen Geschichte der Stadt Halberstadt trug in hohem Maß dazu bei, einen sensiblen Umgang mit der Geschichte Halberstadts zu entwickeln. Schon zu DDR-Zeiten pflegte er unter dem Argusauge des Staates den Kontakt zu ehemaligen Halberstädter Juden in aller Welt.

Das Mahnmal für jüdische Zwangsarbeiter im KZ-Außenlager „Magda“ Magdeburg-Rothensee zählt zu seinen letzten Arbeiten. Die Kunst kam lange Zeit zu kurz und als sich der Halberstädter Ehrenbürger ihr wieder mehr widmen wollte, fand sein Schaffen ein tragisches Ende.

Bild & Text: Uwe Kraus

Eine wahrhaft griechische Tragödie

Die Geschwister Eleonora und Francesco von Mendelssohn

Gregor Gregoris Ruhm stieg plötzlich und blendend über Berlin auf wie eine Rakete. Über Nacht kam es, daß man überall seinen Namen hörte“, beginnt das vierte Kapitel von Klaus Manns 1931 verfasstem Roman „Treffpunkt im Unendlichen“. „Sein treuester Trabant wurde ein junger Goldberg-Rosenheim, dessen Lebensglück darin bestand, immer an der Seite derer zu erscheinen, deren Name als neuer Stern gerade aufstieg über dem Horizont.“ Für die zentrale Figur des Tänzers Gregor Gregori diente Klaus Mann der Schauspieler Gustaf Gründgens als Vorbild, der Bewunderer und Förderer Gregoris mit dem imposanten Familiennamen Goldberg-Rosenheim ist zweifellos von Gründgens' Freund Francesco von Mendelssohn inspiriert.

Francesco von Mendelssohn, 1901 als direkter Nachfahre des Philosophen Moses Mendelssohn und Sohn des wohlhabenden Bankiers Robert von Mendelssohn in Berlin geboren, war der sicherlich exzentrischste „glamorous boy“ der Weimarer Republik: stadtbekannt durch seine exaltierte Erscheinung, ein intimer Freund des Pianisten Vladimir Horowitz, des Tänzers Harald Kreutzberg und des Schauspielers Gustaf Gründgens, die

er alle drei entscheidend in ihren Karrieren protegierte. In den 20er Jahren konzertierte er als Cellist erfolgreich in ganz Europa, als Solist ebenso wie als

und frei von materiellen Sorgen, kannten Gott und die Welt, verkehrten in der Berliner Bohème und mit der künstlerischen Avantgarde. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten emigrierten die Geschwister in die USA und versuchten, am Broadway und in Hollywood ihre Karrieren fortzusetzen. Eleonora, viermal verheiratet und zeitweise die Geliebte Max Reinhardts und Arturo Toscaninis, flüchtete sich in verzehrende Liebesaffären und in den Morphinrausch, 1951 schließlich in den Tod. Der alkoholabhängige Francesco wurde nach verschiedenen Delikten mehrmals inhaftiert und verbrachte viele Jahre in psychiatrischen Kliniken, 1972 starb er vereinsamt in New York. „A real greek tragedy!“ nannte der Galerist Klaus G. Perls das Leben der Geschwister, die heute in der Öffentlichkeit weitgehend in Vergessenheit geraten sind. Wie für viele Vertreter der „lost generation“ gilt für die Biographie Eleonora und Francesco von Mendelssohns auch heute noch Werner Mittenzweiss Wort, Exilforschung sei Spurensicherung. Die Frage nach dem psychischen Abdruck der Lebensumbrüche, die den Emigranten auferlegt wurden, nach der individuellen Verarbeitung des Verlustes an sozialen, kulturellen und emotionalen Zusammenhängen findet bei beiden eine tragische Antwort. Im Rahmen einer Forschungsarbeit am MMZ soll nun,



Kurzvita



Thomas Blubacher wurde 1967 in Basel geboren und studierte Theaterwissenschaft, Neuere deutsche Literatur und Psychologie sowie Kunstgeschichte und Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München als Stipendiat der Studi-

enstiftung des deutschen Volkes. 1997 promovierte er an der Universität Bern mit einer Dissertation über das Stadttheater Basel 1933-1945. 1995-2001 war er dort als wissenschaftlicher Assistent und Dozent tätig, daneben als Gastlektor an der Universität Wien. Seit 2002 ist er freischaffender Autor und Regisseur, u. a. inszenierte er an Bühnen in Basel, Bremerhaven, Celle, Feuchtwangen, Ingolstadt, Magdeburg, München, Tübingen, Wien, Zürich und Los Angeles. Er veröffentlichte neben zahlreichen wissenschaftlichen Aufsätzen und Lexikonbeiträgen eine Biographie über Gustaf Gründgens und schrieb mehrere Radiofeatures, darunter „Gibt es etwas Schöneres als Sehnsucht?“ über Eleonora und Francesco von Mendelssohn, bislang ausgestrahlt von SR DRS, DLR Berlin, RB, MDR und SWR. 2002 war Thomas Blubacher Writer-in-Residence in der Villa Aurora in Pacific Palisades / USA.

Mitglied des berühmten Klingler-Quartetts, er übersetzte Dramen von Luigi Pirandello ins Deutsche, debütierte als Theaterregisseur 1930 am Theater am Schiffbauerdamm mit Katajews „Die Quadratur des Kreises“ und schrieb schon kurz darauf als Regisseur der Uraufführungen von Horváths Stücken „Italienische Nacht“ und „Kasimir und Karoline“ Theatergeschichte.

Seine ein Jahr ältere Schwester Eleonora war ein Patenkind der italienischen Schauspielerinnen Eleonora Duse. Noch nicht volljährig korrespondierte sie bereits mit den Dichtern Rainer Maria Rilke und Hugo von Hofmannsthal, auch der Duce Benito Mussolini soll von ihrer außergewöhnlichen Schönheit fasziniert gewesen sein. Von 1924 an war sie eine von wichtigen Kritikern hochgelobte Schauspielerinnen mit Bühnenerfolgen in Wien, Düsseldorf, Berlin und München und stand in Inszenierungen von Regiestars wie Max Reinhardt und Leopold Jessner, Otto Falckenberg und Jürgen Fehling mit beinahe allen berühmten Kollegen der Weimarer Republik auf der Bühne.

Eleonora und ihr jüngerer Bruder Francesco von Mendelssohn hatten beste Voraussetzungen für eine vielversprechende Karriere: Sie waren ebenso gutaussehend wie künstlerisch talentiert, bestens erzogen

basierend auf umfangreicher Archivrecherche in Europa und den USA und der Befragung zahlreicher Zeitzeugen, das Leben und künstlerische Wirken der Mendelssohn-Geschwister erstmals wissenschaftlich aufgearbeitet werden.

Thomas Blubacher

Die preußischen Juden

„Was die Juden angeht, so konnte man in den altpreußischen Provinzen zahlreiche Bekenner des mosaischen Glaubens finden, die einfach nirgendwo hingehörten als zwischen die roten Backsteinbauten und in die nüchterne Sachlichkeit dieser Beamtenstädte, mitten in der so oft leicht dunstigen Landschaft, in der alles anscheinend nach einem Dienstreglement seiner Arbeit nachging. Schließlich hat es ja nicht umsonst unter den Juden genügend preußische Beamte und Offiziere gegeben, die ihre Pflicht taten wie alle anderen auch und keiner nachträglichen Begründung bedürfen. Denn der Jude in Preußen, der preußische Jude, war eine überzeugende Figur.“

Die preußisch-jüdische Symbiose versinnbildlicht sich in der wenig bekannten Tatsache, dass über dem Altar der Potsdamer Synagoge seit 1788 ein preußischer Königsadler mit dem Namenszug *Friedrich Wilhelm Rex* angebracht war. [...]

Hans Joachim Schoeps

Nachdenkliches über Preußen,

in: „Der Tagesspiegel“, Weihnachtsausgabe 1953.

I M P R E S S U M

Herausgeber

Moses Mendelssohn Stiftung
Sebastianstraße 31
D – 91058 Erlangen
Telefon: 09131-61800
Fax: -618011
kladow@snaflu.de

Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8
D – 14467 Potsdam
Telefon: 0331-280940
Fax: 2809450
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18
D – 38805 Halberstadt
Telefon: 03941-606710
Fax: -606713
mma-halberstadt@t-online.de

Redaktion & Layout
Moritz Reininghaus

Verlag
Union Aktuell GmbH
Ludwig-Erhard-Straße 7
D – 91052 Erlangen

Bankverbindung
Dresdner Bank
BLZ: 160 800 00
Konto-Nr.: 4200 7575 00

Eine Debatte ohne Ende?

Internationale Konferenz zu Raubkunst und Restitution im deutschsprachigen Raum

des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien und der Universität Potsdam,
gefördert durch die Gesellschaft für Geistesgeschichte und die Moses Mendelssohn Stiftung

Altes Rathaus Potsdam, 22.- 24. April 2007

Sonntag, den 22. April 2007, 18 Uhr

Begrüßung

Prof. Dr. Julius H. Schoeps

Grußwort

Prof. Dr.-Ing. Dr. phil. Sabine Kunst
Präsidentin der Universität Potsdam

Eröffnungsvortrag

Dr. Michael Naumann [Hamburg],
Staatsminister a.D.
Raubkunst oder Beutekunst?
Moralische Aspekte der Restitutionsdebatte
in den deutschen Medien

Empfang mit Brezel und Wein

Montag, den 23. April 2007

Vormittag (9:15 -12 Uhr)

Moderation

Prof. Dr. Christina von Braun [Berlin]

J. Christian Kennedy [Washington]
Special Envoy for Holocaust Issues
U.S. Department of State
The American Role in Art Restitution

RA Dr. Hannes Hartung [München]
Die Restitution von Raubkunst in den europäischen Mitgliedsstaaten - eine rechtsvergleichende Bestandsaufnahme

PD Dr. Gerhard Charles Rump [Berlin]
Restitution und Presse: Der Fall Kirchner

Nachmittag (14 - 17:30 Uhr)

Moderation

Dr. Irene Diekmann [Potsdam]

Dr. Anja Heuß [Frankfurt] /Harald König [Berlin]
Restitutionspolitik in Deutschland vor 1990

Prof. Dr. Bogomila Welsh-Ocharov [Toronto]
The Restitution of Looted van Goghs since 1945:
An Overview

Esther Tisa Francini [Zürich]
Von der Raubgut- zur Fluchtgut-Restitution?
Ausgewählte Restitutionsfälle
mit Schweizer Bezug von 1945 bis heute im Vergleich

19 Uhr

Prof. Dr. Martin Roth [Dresden]

Restitution - die Angst vor der eigenen Geschichte?

Empfang

Dienstag, den 24. April 2007

Vormittag: 9:15 - 12 Uhr

Moderation

Anna-Dorothea Ludewig [Potsdam]

Dr. Monika Tatzkow [Berlin]
Raubkunst und Kunsthandel

Dr. Ute Haug [Hamburg]

Akzession und Deakzession –
Die verschiedenen Wege von Kunstwerken.

Ein Aspekt der Provenienzforschung an einem Museum

Generaldirektorin Barbara Schneider-Kempf [Berlin]
Erfahrungen und Probleme mit der Restitution
von Raubgut im Bibliotheksbereich

Nachmittag 14 - 16 Uhr

Moderation

RA Dr. Ulf Bischof [Berlin]

Georg Heuberger [Frankfurt/M.]
Aspekte der Rückerstattung und Forderungen für die heutige Praxis

RA Dr. Jost von Trott zu Solz [Berlin]

Ob und wie kann man die Grundlagen
der heutigen Restitutionsentscheidungen verbessern?

Anmeldung

Information und Anmeldung

Anna-Dorothea Ludewig
Moses Mendelssohn Zentrum
für europäisch-jüdische Studien
Tel.: 0331-280940/Fax: 0331-2809450
E-Mail: aludewig@uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Hinweise für Teilnehmer

Konferenzgebühr: 15 Euro (kann vor Ort beglichen werden); für Schüler und Studenten frei

Anmeldeschluss: 10. April